

DONNERSTALK

Servus, allesamt

Wir sind Vorsitzende! Naturverbunden präsentierte sich unser Land, um diesem lahmen Gaul namens Europäische Union wieder auf die Beine zu helfen. Bezeichnend war der Ort der Präsentation, die Planai oberhalb von Schladming, wo es normalerweise sehr schnell bergab geht. Fast die komplette blaue Führungsrige glänzte durch Abwesenheit. Das ist vernünftig, zählt Europa doch ohnehin nicht zu den Kernbereichen freiheitlicher Politik. Vielleicht war einfach auch das Risiko zu hoch, denn es fehlt die nötige Erfahrung, sich auf internationalem Parkett angemessen zu benehmen. Wenn man außerhalb der Landesgrenzen hauptsächlich mit nationalistischen



Alfred Dorfer ist stolz auf die Führungsrolle seines Landes

Rülpn verkehrt, fördert das nicht gerade das Wissen um die diplomatische Etikette. Die eine Peinlichkeit oder die andere Blamage hätten sich deshalb wohl kaum vermeiden lassen. Daher wurden die Schmuttelkinder aus der Regierungsequipe vom Ski-kursleiter, der den Sommerausflug plante, ausgeschlossen. Die ganze Chose ging daher ebenso harmonisch wie handfest vor der prächtigen Naturkulisse über die Alm-Bühne. Als Rednerpulte fungierten bei diesem Gipfelpicknick zersägte Baumstämme, vermutlich ein Symbol dafür, dass die Bäume der europäischen Ideale nicht in den Himmel wachsen sollen. Doch wollte man auf Spirit nicht ganz verzichten, und so kam das Geistige in Form von einigen Stamperl Schnaps zu seinem Auftritt. Den Slogan »Servus-Europa« sollte man übrigens nicht wörtlich nehmen, denn die Zeit der Dienerschaft ist vorbei, jetzt wird in die richtige Richtung gesteuert. Chronologisch kommt die österreichische Führungsfunktion zwischen den Vorsitz-Perioden von Bulgarien und Rumänien zu liegen. Das macht nachdenklich, könnte man böswillig doch von einer Kontinuität des Balkans sprechen. Aber exakt das Gegenteil ist der Fall. Die österreichischen Regierungsverantwortlichen schmieden eine Achse gegen die Unwilligen, und dadurch belebt die alpine Achsenmacht alte Bande. Etwa die Bande von Visegrád, die bis in das glorreiche Jahr 1335 zurückreichen, in dem Otto der Fröhliche in den slawischen Kulturkreis vorstieß. Nachdem der Osten jetzt wieder unser ist, muss notwendigerweise Südtirol folgen. Die Doppelstaatsbürgerschaft kann nur ein erster Schritt zur Wiedereingliederung sein. Und dann geht's, weil der Himmel ja nicht das Limit sein darf, hurtig vor- beziehungsweise aufwärts in den Weltraum zu Sonne, Mond und Sternen. Das haben nicht einmal die Habsburger geschafft. Beim nächsten, dem interstellaren Vorsitz muss es deshalb heißen: Servus, Weltraum!

AUSSERDEM

Dominoeffekt

Bislang galt er als eine Zauberformel, die an allen Landesgrenzen Wunder wirken kann. Wann immer Bundeskanzler Sebastian Kurz auf Migration zu sprechen kam (und das war häufig, man ist versucht, stündlich zu sagen), landete er unweigerlich beim Dominoeffekt. So auch im Verlauf des *ZEIT*-Gesprächs mit Giovanni di Lorenzo im Wiener Volkstheater: »Es würde sich meiner Einschätzung nach ein Dominoeffekt in Richtung der Länder an der Außengrenze der EU durchsetzen.«

Die Theorie besagt also, dass, wenn von Norden südwärts ein Land nach dem anderen in einer Art Kettenreaktion seine Grenzen schließt, die Migration vom Süden in den Norden versiegen würde. Oder versiegen möge. Wünschdenken?

Es sieht so aus, als ob demnächst diese Theorie auf die Probe gestellt wird. Im deutschen Politikzirkus macht gerade eine Luftnummer von sich reden, die tollkühn klingt und es auch ist und die verfeindeten Schwestern der Union versöhnen soll. Sie heißt »Transitzentren« und die verlangen nach strengen Grenzkontrollen, weil diese Aufanglager ja sonst gähnend leer bleiben würden und kein Asylverfahren im Schnellverfahren (Wenige Tage? Wenige Stunden?) möglichst negativ abgeschlossen werden könnte. Die sind aber unerlässlich, damit Migranten nach Österreich zurückgewiesen werden können.

In diesem Augenblick kommt der Dominoeffekt zum Tragen. Was die Deutschen beispielsweise in Freilassing zur Anwendung bringen, kopieren die Österreicher, etwa am Brenner. Dann kippt der Dominoeffekt an der italienischen Küste ins Mittelmeer, und vielleicht schafft er die Überfahrt an die nordafrikanische Küste. Gelingt ihm das, weil er von Frontex-Helfern aus dem Wasser gefischt wird, kippt er immer weiter, durch Wüsten und Tropenwälder, bis er am Kap der Guten Hoffnung (nun wird das Toponym endlich seinem Namen gerecht) zum Stehen kommt. Vereinfacht gesagt, war's das dann mit der Migration. Sagt zumindest die Theorie.

Zur Stunde ist gerade der Start eines faszinierenden Experiments zu erleben. Geboren aus bayerischem Eigensinn, gespeist mit österreichischer Expertise und in Fahrt gebracht von dem jugendlichen Elan aus dem Bundeskanzleramt. Als Goethe die Kanonen der französischen Revolutionsarmee bei Valmy donnern hörte, notierte er: »Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte aus, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen.« Möge auch diesmal die Übung gelingen. **JR**



Österreichs Flüchtlinge in Bozen

Weil Afghanen immer weniger Chancen auf Asyl haben, zieht es viele von ihnen über den Brenner nach Italien.

In Südtirol hoffen sie auf eine bessere Zukunft **VON BARTHOLOMÄUS VON LAFFERT**

An einem warmen Juniabend stoppt ein österreichischer Tourist seinen roten Opel mit Kärntner Kennzeichen auf der Ponte Virgolo in Bozen. Er will ein Postkartenmotiv-Foto knipsen. Hinter der Stadt die Dolomiten mit Kuppeln aus Schnee, pinkgoldenen beschienen von der untergehenden Sonne, darunter rauchend der Eisack. »Traumhaft, nicht?«, ruft der Tourist den zwei jungen Männern zu, die an ihm vorbeigehen. Sie nicken stumm, verschwinden am Ende der Brücke, der Tourist schaut ihnen nach, steigt in seinen Wagen und fährt davon.

Ali und Hussein (die Namen sind geändert) schieben den Bauzaun zur Seite, klettern die Böschung hinab. Unter der Brücke liegen nebeneinandergeleitet Matratzen, Isomatten, Pappkartons, die mit Felsbrocken beschwert sind, damit sie nicht davongeweht werden. Daneben verrottet der Müll. Maggi-Tüten, Shampoo-Dosen, durchgelaufene Adidas-Sneakers. Das Rauschen des Wassers ist hier unten noch lauter. Als es dunkel wird, zucken im blauen Licht der Brückenscheinwerfer Männer schatten wie nervöse Geister über die Wände. »Willkommen daham, da wohn ich«, sagt Hussein, macht ein Gesicht wie jemand, der für Postkartenmotive nicht viel übrig hat.

Zwischen zehn und zwanzig Menschen schlafen hier. Mitten in Bozen, nur 15 Minuten zu Fuß sind es von unter der Brücke bis in die Altstadt. Allesamt sind sie Flüchtlinge, die meisten Pakistaner und Afghanen. Allesamt sind sie seit mehreren Jahren in Europa und teilen das gleiche Schicksal: Ihre Asylanträge wurden in anderen EU-Staaten abgelehnt, und aus Angst, abgeschoben zu werden, sind sie nach Italien geflohen. Sie kommen aus Dänemark und Norwegen, aus Schweden und Deutschland – die meisten kommen aber aus Österreich. So wie Ali, 18, und Hussein, 22 Jahre alt.

Die beiden jungen Männer sitzen auf der Kante einer durchgelegenen, schmutzigen Matratze. Hussein trägt einen silbernen Ring im linken Ohr, sieht ein bisschen aus wie eine afghanische Version von Bruno Mars. Ali hat sich mit Henna Strähnen in die Haare gefärbt, trägt ein Tanktop bedruckt mit den Stars und Stripes. Er wischt über das Display seines Smartphones, nacheinander erscheinen Fotos: Ali mit Schürze, wie er bei der Arbeit in einem Sozialmarkt in Oberösterreich einer alten Frau eine Tasche mit Obst in die Hand drückt. Ali auf dem Fußballmannschaftsfoto kurz vor Anpfiff, erster Gewinnerblick. Ali im Smoking, weißes Hemd und Fliege, im Arm eine junge Frau im schwarzen Cocktailkleid, die blonden Haare nach oben gesteckt. »Meine Ex-Freundin«, sagt er halb stolz, halb traurig. Und dann einen Satz wie ihn Fußballprofis vor der Kamera sagen, wenn sie alles gegeben und trotzdem verloren haben. »Tja, isso. Kamma nix machen.«

Zwanzig Tage ist es her, dass die beiden jungen Afghanen nach Italien gekommen sind. Zu Fuß, über die Berge, um vier Uhr in der Früh,

noch bevor die Sonne aufgegangen war, seien sie los, so erzählt es Hussein. Sechs Stunden hätten sie gebraucht. Zwei Tage zuvor waren sie in der Bahn von Grenzbeamten am Brenner kontrolliert und nach Österreich zurückgeschickt worden. Ali hatte bis dahin in Oberösterreich gelebt, Hussein in Kärnten. Beide waren im Sommer 2015 über die Balkanroute nach Mitteleuropa gekommen, wie die meisten der mehr als 178.000 Afghanen, die im Jahr 2015 in der EU einen Asylantrag gestellt haben. In Österreich waren es damals noch über 25.000, im Jahr 2017 nur noch 3676 Afghanen.

»I hab vorher nie von Österreich g'hört«, sagt Hussein auf Deutsch mit afghanisch-kärntnerischem Akzent. »Aber die Polizisten ham mein Finger abgedrückt und g'sagt: Bleibst da, Afghaner kriegen in Österreich eh Asyl. Drei Jahr später hab i zwei negativ und sitz unter der Brück in Italia.«

Wie viele abgelehnte Asylbewerber jeden Monat aus Nordeuropa nach Italien kommen und dort Asyl beantragen, kann niemand genau sagen. Die über die italienische Nordgrenze ankommenden Asylbewerber würden nicht separat von jenen Menschen erfasst, die über das Mittelmeer kommen, heißt es aus der Pressestelle des Innenministeriums in Rom. »Wir beobachten in Bozen seit Ende 2016, dass vermehrt Asylbewerber aus dem Norden zu uns kommen«, sagt Federica Della Pria, Mitarbeiterin des Projekts Antenne Migranti, die seit sechs Jahren als Streetworkerinnen Flüchtlinge in der Südtiroler Landeshauptstadt betreut. »Damals waren es vor allem Menschen aus Deutschland. Aber in den letzten zwei Monaten kamen die meisten aus Österreich.«

In Italien ist die Chance auf Asyl für Afghanen höher als in anderen EU-Ländern

Im Oktober 2016 hatte die Europäische Union gemeinsam mit der afghanischen Regierung um Präsident Ashraf Ghani das Joint Way Forward Agreement geschlossen. Ein Übereinkommen, das es den EU-Staaten erlaubt, abgelehnte Asylbewerber auch ohne Ausweisepapiere nach Afghanistan abschieben zu dürfen. Afghanistan hatte kaum eine Wahl: Die EU-Staaten hatten gedroht, ansonsten die Entwicklungshilfe zu kürzen. Vor allem die skandinavischen Länder, Deutschland und Österreich schicken seitdem abgelehnte Asylbewerber in Charter-Maschinen – 20 waren es im Jahr 2017 – und Linienflugzeugen nach Kabul. Frankreich und Italien tun das nicht.

In Italien liegt die Chance für afghanische Asylbewerber, einen Schutzstatus zugesprochen zu bekommen, noch immer bei mehr als 90 Prozent, höher als in allen anderen EU-Staaten. In Österreich werden 56 Prozent aller afghanischen Asylanträge negativ beschieden. Im Jahr 2017 wurden 703 Afghanen aus Österreich abgeschoben, dazu zählen aber auch Dublin-Rückführungen in Länder, in denen die Flüchtlinge zuerst einen Asylantrag gestellt hatten. Bis Ende März 2018 waren es 108 Personen. Herbert Langthaler von der Asylkoordination in Wien schätzt, dass



Schlafplatz für Flüchtlinge unter einer Brücke in Bozen

2018 bislang etwa 60 Menschen aus Österreich nach Kabul abgeschoben wurden. Offizielle Statistiken veröffentlicht das Innenministerium hierzu nicht, stattdessen kündigte Innenminister Herbert Kickl, FPÖ, im März an, dass Rückführungen nach Afghanistan künftig »so restriktiv wie möglich« verfolgt werden sollen.

Drei Tage nach dem ersten Treffen unter der Brücke liegen Ali und Hussein auf dem Rasen vor der Essenausgabe in Bozen im Schatten eines Kirschbaums. Es ist 13 Uhr, über 30 Grad. Jeden Mittag geben hier Freiwillige eine Gratis-Mahlzeit an die Bedürftigen der Stadt aus. Hussein stochert mit der Plastikgabel in den Nudeln mit Tomatensauce, die es immer gibt. Männer mit Rauschebärten, knöchellangen Umhängen und umgehängten Maschinengewehren rennen über den Bildschirm seines Smartphones. »Das ist unsere Stadt«, sagt er. »Und die Männer sind Taliban, jeden Tag kämpfen sie mit der Polizei.« Im Jahr 2015, er war damals 19, hätten sie ihn mit anderen jungen Männern gefangen genommen, einen Monat sei er im Gefängnis gewesen, bevor er fliehen konnte, so erzählt es Hussein. Wie Ali kommt er aus einem Dorf in der Nähe der Stadt Ghasni in Zentralafghanistan. Aus der Region sind bis Mai dieses Jahres mehr als 10.000 Menschen geflohen, sie bilden die größte Gruppe der 108.000 Afghanen, die nach UN-Angaben seit Jahresbeginn vertrieben wurden. Die Richterin, die in Kärnten seinen Asylbescheid ablehnte, habe gesagt, das sei egal. Sie meinte, er sei jung und klug und könne auch in jeder anderen Stadt in Afghanistan leben, erzählt Hussein.

Es ist eine Argumentation, mit der sowohl Verwaltungsgerichte als auch das Verfassungsgericht vermehrt Klagen von Afghanen abweisen: Es gebe durchaus sichere Regionen in Afghanistan, in die Männer im erwerbsfähigen Alter ausweichen könnten. Im Unterschied zu Deutschland, das gegenwärtig nur Gefährder, Straftäter und sogenannte hartnäckige Identitätsverweigerer nach Kabul abschiebt, macht die österreichische Regierung bei männlichen Afghanen keine Ausnahmen. Auch gibt es keine Drei-plus-zwei-Regel wie in Deutschland, die verhindert, dass Asylbewerber aus einem Ausbildungsverhältnis abgeschoben werden können (*ZEIT* Nr. 14/18).

»Wir können nur so viele aufnehmen, wie wir auch integrieren können«, lautet einer der zentralen Sätze von Bundeskanzler Sebastian Kurz. Wer mit Hussein und Ali spricht, bekommt das Gefühl, dass die Regierung auch die Integrierten nicht in Österreich behalten will. Hussein hat seinen Hauptschulabschluss nachgeholt, hatte gerade eine Praktikumsstelle als Koch in einer Hotelküche angetreten. Er hat in der ersten Mannschaft seines lokalen Fußballclubs gespielt. Hatte eine Freundin, die er am allermeisten vermisste, sagt er. Ihr Foto hat er als Hintergrundbild auf seinem Smartphone eingespeichert.

Ali erzählt, dass die Leute ihm alles angeboten hätten, damit er nur bleibt. »Eine Freundin hat gesagt, ich soll sie heiraten, aber das geht nicht, wenn ich sie nicht liebe. Der Pfarrer hat gesagt: Warum wirst du nicht Christ? Aber ich bin seit

16 Jahren Muslim. Wenn die Regeln so sind, dann muss ich Österreich verlassen, hab ich gedacht – aber zurück nach Afghanistan? Na, geht nicht.« Pause. »Tja, kamma nix machen.«

Die zwei jungen Afghanen wollen in Bozen bleiben. »Italienisch lernen, Ausbildung machen, wie ganz normale Menschen leben«, zählt Ali auf. »Aber dazu brauchen wir Papiere.« Sie haben einen Asylantrag gestellt, eine Antwort kann bis zu zwei Jahre dauern. So lange hoffen sie, dass Italien nicht von der Dublin-Regelung Gebrauch macht, sie in das EU-Land schickt, in dem sie zuerst einen Asylantrag gestellt haben. Nach Österreich.

Früher hätten sie gute Chancen gehabt, Italien hat Dublin-Fällen kaum Beachtung geschenkt. Das habe zwei Gründe, sagt Fabrizio Foschini, der für das Italian Consortium of Solidarity (ICS) arbeitet, eine Nichtregierungsorganisation mit Sitz in Triest. Zum einen bekomme man den Eindruck, dass die Behörden in Italien unterbesetzt und mit der Anzahl der Dublin-Fälle überfordert seien, zum anderen, weil Dublin-Kandidaten vor Gericht ein Rückführungsverbot erklagen. Die Begründung: Österreich sei für Afghanen kein sicheres Drittland, erklärt Foschini.

Sie fliehen nach Südtirol, um nicht in ein Kriegsgebiet abgeschoben zu werden

Der Park vor dem Bozener Hauptbahnhof ist ein Beleg für den bislang vergeblichen Versuch, etwas wie eine gemeinsame Asylpolitik in Europa zu schaffen. Ein Sammelplatz für Durchreisende. Da sind Afrikaner aus Nigeria, Gambia, Sierra Leone, dem Senegal. Viele von ihnen sind aus den slumähnlichen Flüchtlingssiedlungen aus Südtirol in den Norden gekommen, um von hier weiterzureisen nach Deutschland, weil sie sich dort ein besseres Leben erhoffen. Da sind junge Männer aus Marokko und Tunesien, die erzählen, dass sie in fünf europäischen Ländern Asyl beantragt haben, fünfmal abgelehnt wurden, fünfmal weggelaufen sind, bevor die Dublin-Regelung greifen konnte. Und da sind Pakistaner und Afghanen, die aus Nordeuropa nach Italien geflohen sind, um nicht in ein Kriegsgebiet abgeschoben zu werden.

Zwischendrin sitzen Ali und Hussein, wie zwei Jünglinge, die glauben, dass sie unfreiwillig Teil eines riesengroßen Missverständnisses geworden sind. »Warum ist die Nato in Afghanistan? Warum haben fast alle Mitglieder unseres Parlaments eine Doppelstaatsbürgerschaft? Warum sagt unser Präsident, Afghanistan sei gut für die Jugend, aber seine eigenen Kinder leben in Europa und Amerika?« Es sind Fragen, auf die sich Hussein keine Antwort erwartet.

Dann verabschieden sich die beiden. Sie wollen los, vor zwei Tagen haben sie einen Schlafplatz in der Obdachlosenunterkunft zugeteilt bekommen. Bis um 22 Uhr müssen sie dort sein, bis um 8 Uhr am Morgen wieder raus. Ein Raum, 18 Betten. Den Platz auf der schmutzigen Matratze unter der Brücke vor dem Postkartenpanorama haben schon die nächsten eingenommen.